

## Enorm expressiv

### Schlosskonzert Bruchsal

Hätte das kanadische Cecilia String Quartet für sein Bruchsaler Schlosskonzert nicht auch die deutsche Erstaufführung von Emilie Leblés „Taxonomy of Paper Wings“ auf das Programm gesetzt, so hätte es einen Abend ganz in d-Moll gegeben, mit Mozarts Streichquartett KV 421 und Franz Schuberts „Das Tod und das Mädchen“. Bei „Taxonomy of Paper Wings“, das Bezug nimmt auf ein gleichnamiges Gedicht der amerikanischen Lyrikerin Emily Dickinson, konnten Musikerinnen ihre Klangkultur und Intonationssicherheit ins Feld führen, die Flüchtigkeit der solide gearbeiteten Komposition immer wieder subtil farblich aufzähern.

Mozarts d-Moll-Quartett, eines der sechs Haydn-Quartette, mit denen er auf das Quartettschaffen des verehrten Haydn konstruktiv antwortete, erklang bei Sarah Nematallah (zweite Violine), der Cellistin Rachel Desoer und der Bratschistin Caitlin Boyle sowie der „Gast“-Primaria Catherine Cosbey, die an diesem Abend Min-Jeonm Koh vertrat, ungemein transparent, genau im Detail, im langsamen Satz sogar etwas zu detailverliebt, die Struktur des Werkes immer wieder ausleuchtend. Nur in ganz wenigen Momenten war an diesem Abend zu spüren, dass die hervorragende Catherine Cosbey nicht zur Stammbesetzung gehört.

Ein unerwartete Steigerung erfährt das Spiel der Musikerinnen nach der Pause: Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ erklang zuzüglich der gewohnten manuellen Souveränität so expressiv vorangetrieben, dass schon die ersten Takte des Allegro die Zuhörer in ihren Bann zogen. Im Gegensatz zu Mozart, bei dem trotz des dunklen d-Moll immer wieder Momente der Entspannung zum Tragen kommen, bot das Cecilia String Quartett hier eine enorme emotionale Dringlichkeit und Dichte. Ohne die Tonschönheit aufzugeben oder sich Intonationsschwächen zu leisten musizierte das Quartett dieses Meisterwerk von 1824, der Titel bezieht sich auf ein Gedicht von Matthias Claudius, das Schubert schon 1817 als Lied vertonte und dem er das Thema für die fünf Variationen des titelgebenden zweiten Satzes entnahm. Nicht nur hier beeindruckte die Dialogfähigkeit der Musikerinnen, die Spannkraft ihres Spiels. Packend und die emotionale Tiefe und Düsternis des Werkes auslotend, die auch die verzweifelte Lebenssituation Schuberts widerspiegelt, erklang das d-Moll-Quartett. Als Kontrast musizierte das Cecilia String Quartet als Zugabe die neunte „Zypresse“ von Antonin Dvořák mit lyrischer Intensität. sws

### Termin

Der Mitschnitt des Konzerts ist am Montag, 12. Juni, ab 20.03 Uhr auf SWR2 zu hören.

## „Ich wollte immer alles selber machen“

So heimatverbunden wie weltweit berühmt: Der Karlsruher Komponist Wolfgang Rihm wird heute 65

Nach der Mailadresse oder der Bedeutung eines seiner Werke erkundigt man sich bei Wolfgang Rihm besser nicht. Ersteres erstickt er kess im Keim mit der Gegenfrage: „Wo gibt es denn so ein Gerät, was kostet das?“ Letzteres mag er nicht. „Ich schreib' lieber fünf neue Stücke, als über eins zu sprechen“, hat er einmal gesagt. „Der Sekundärdiskurs beherrscht uns ohnehin alle. Er deckt uns zu. Dieses immer wieder Darüber-Sprechen, dass man das macht, was man macht, das ist die härteste Prüfung, der ich ausgesetzt bin.“

Und das bei vollem Betrieb. Wolfgang Rihm zählt zu den produktivsten Komponisten der Gegenwart und ist als der bedeutendste deutsche Tonkünstler der Nachkriegsgeneration längst ein Mann der Öffentlichkeit geworden. Heute wird er 65 Jahre alt. Kaum ein Monat vergeht ohne die Uraufführung eines seiner Werke. Er komponiert und bekommt Aufträge, bekommt Aufträge und komponiert. Weil er gar nicht anders kann, sagt er. Nach fünf Jahrzehnten Berufserfahrung weiß Rihm nur zu gut, dass diese Arbeit seine ganze Person in Anspruch nimmt. „Künstler“, sagt er, „muss man nicht zur Arbeit anhalten. Sie sind immer damit beschäftigt, ein Destillat her vorzubringen.“ Die Elbphilharmonie hatte bei ihm ein Stück für die große Eröffnung im vergangenen Januar bestellt. Weil Rihm ein Name ist. Alltag für den Mann, der seit seiner Geburt am 13. März 1952 in Karlsruhe lebt.

Gegen die Neugierde der Öffentlichkeit sei ihm inzwischen eine Hornhaut gewachsen. Er lässt sich nicht in seinem kreativen Strom unterbrechen. Deshalb dauert es auch immer ein paar Wortwechsel, bis man zu ihm vordringt. Einen Fragenkatalog braucht man gar nicht erst mitführen. Es kommt erstens sowieso alles anders und zweitens als man denkt. Und wenn das dann soweit ist, findet man in Rihm einen geistreichen und zugleich geerdeten, empathischen, zugewandten und gewitzten Gesprächspartner. Hört man endlich auf, sich über fertige Werke zu erkundigen,



IMMER AM KOMPONIEREN: Nach fünf Jahrzehnten Berufserfahrung weiß Wolfgang Rihm nur zu gut, dass diese Arbeit seine ganze Person in Anspruch nimmt. Tagedin tagaus. Foto: Onuk

gibt Rihm geniale Antworten auf Fragen, die man ihm nie gestellt hat. Freilich, seine Gedanken fließen zuerst in Musik, doch kann Rihm „auf unnachahmliche Weise deren Unausprechliches“ in Worte fassen, so hieß es vor drei Jahren, als der Karlsruher Komponist für seine Ausführungen über Musik mit dem Robert-Schumann-Preis für Dichtung und Musik geehrt wurde.

Aufgewachsen in einem Mietshaus in der Liebigstraße, war die Mittagsruhe von ersten Kompositionsversuchen mit elf Jahren und der Mahnung der Eltern „spiel nicht so laut“ geprägt. Er wollte halt „immer alles selber machen“, ist seine Erklärung für die Berufswahl – ein Entschluss, der sich allein angesichts der Tatsache, dass seine Oper „Lenz“ (1978) über 150-mal inszeniert wurde, ausgezahlt hat. Schon zu Schulzeiten begann Rihm das Kompositionsstudium bei Eugen Werner Velte. Mit 17 Jahren, „wo man dem Schlager zufolge noch Träume hat“, witzelte er einmal, schrieb

Rihm seine erste Sinfonie. „Das ist mit Blut geschrieben“, habe der englische Komponist Humphrey Searle zu ihm gesagt, ein Ritterschlag, an den sich Rihm gerne erinnert. Dem Abitur folgten das Kompositionsdiplom und Unterricht in Köln bei Karlheinz Stockhausen.

Von „Fäkal-Musik“ war eine Zeit lang die Rede unter Kritikern, als Rihm der formstrengen seriellen Avantgarde seine sehr subjektiv geprägten Stücke entgegengesetzte. Den ersten großen Erfolg verbuchte er 1974 mit dem Orchesterstück „Morphonie Sektor IV“ bei den Donaueschinger Musiktagen. Seine Werke deuteten eine Rückkehr zur Spätromantik an. Das Publikum goutierte diesen Schritt mit einer für Neue Musik ungewöhnlich hohen Akzeptanz. Am schwierigsten sei für Rihm der Schluss. Dass es den bei ihm im Grunde gar nicht gibt, zeigt das kontinuierliche Hinarbeiten auf eine fließende Sinfonie, wie es in den immer neuen Ansätzen „Vers une symphonie fleuve“ erkennbar wird. Das für

Fortsetzungen offene, fragmentarische Musikstück gewann eine bestimmende Funktion: Für Kammerorchester schrieb Rihm zwischen 1982 und 1988 acht „Chiffren“. Daneben liebt Rihm die psychotischen Figuren und Themen für das Lied und für Werke des Musiktheaters. Er verbündet sich beim Komponieren oft mit Dichtern und Philosophen, mit Sophokles, Hölderlin, Büchner, Nietzsche, er befasst sich mit den Halluzinationen eines Antonin Artaud, mit den Visionen des schizophreneren Malers Adolf Wölfl, mit dramatischen Texten von Heiner Müller und immer wieder mit Goethe. Eine dieser Gestalten, der Sturm- und Drang-Dichter Jakob Michael Rheinhold Lenz (1751 bis 1792), ist Protagonist in Rihms „Jakob Lenz“. Weitere Arbeiten für Musiktheater sind die „Hamletmaschine“ und „Oedipus“, beide 1987 uraufgeführt. Ihnen folgten 1992 „Die Eroberung von Mexiko“, 2009 „Proserpina“ und 2010 „Dionysos“.

Zum 65. Geburtstag ist deutschlandweit eine Fülle von Konzerten und Veranstaltungen geplant. Das Klangbrückenfestival in Hannover steht in seinem Zeichen, das Minguet Quartet hat ihm seine neue CD gewidmet, um nur Beispiele zu nennen. Nur Karlsruhe macht mal wieder Pause. Wie schon vor und auch seit den Europäischen Kulturtagen, die Rihm vor fünf Jahren zum 60. in den Mittelpunkt rückten, erleben die Karlsruher in Sachen Rihms Musik eher die Generalpause. Ob er die Kulturtage als eine späte Wiedergutmachung dafür sieht, dass Karlsruhe ihn als Komponisten erst relativ spät entdeckt hat, wurde er vor fünf Jahren vor Beginn des ihm gewidmeten Festivals bei einem Talk im Staatstheater gefragt. Rihm sieht das anders. „Man muss ja zuerst gehört werden. Und zwischen gehört und geehrt werden muss Zeit vergehen dürfen.“

Rihm ist ein Karlsruher, der trotz weltweiter Bekanntheit in seiner Heimatstadt geblieben ist. „Für mich ist es gut so.“ In Karlsruhe ist er am liebsten. Gerade ist er in Berlin. Wir wünschen ihm alles Gute! Isabel Steppeler

### Libeskind-Bau in Lüneburg eröffnet

Das von US-Stararchitekt Daniel Libeskind entworfene neue Zentralgebäude der Leuphana Universität Lüneburg ist am Samstag mit einem

Festakt eröffnet worden. Libeskind habe ein architektonisches Highlight geschaffen, sagte Niedersachsens Ministerpräsident Stephan Weil (SPD). Für Schlagzeilen hatten die Baukosten gesorgt: Geplant waren rund 58 Millionen Euro, nun dürften sie 100 Millionen knapp übersteigen. dpa

## Nur eine hat geweint

Starke Shows: Paul Panzer und Chris Tall in Karlsruhe

An Dieter Tappert alias Paul Panzer ist ein Kabarettist verloren gegangen. Er hat sich aber für den Weg des Komikers entschieden, und inzwischen füllt der „kleine Mann“ im Blumenmusterhemd große Säle – wie jetzt die Schwarzwaldhalle Karlsruhe. Schon beim Betreten der Halle duftet es nach Popcorn. Da kommt direkt Kinofeeling auf. Auf der Bühne steht, in blaues Licht getaucht, ein kleines Backsteinhaus mit angebauter Scheune. Auf dem angrenzenden Grundstück wird gerade eine Kuh von einem Ufo in die Luft gehoben. Davor steht blau leuchtend der Titel des Programms „Invasion der Verrückten“.

Nach einer pompösen Eröffnung mit Lichteffekten und packendem Sound betritt Paul Panzer die Bühne. Brille, Blumenhemd, Sprachfehler. Alles dabei. Er erzählt davon, wie schwer man es im Leben hat, wobei seine Frau Hilde, Sohn Bolle und Tochter Susaska natürlich eine Rolle spielen. Manches, was Panzer auf der Bühne erzählt, kennen die Besucher aus dem eigenen Leben. Den Klavier üben den Nachbarn oder die Tochter, die sich einen viel älteren Freund sucht. Andere Geschichten ziehen ihre Komik aus dem Surrealen. Wenn der Terminator auf Rosamunde Pilcher trifft oder der Tod mit einem Rasenkanten-trimmer daherkommt.

Der Kabarettist in Paul Panzer steckt zwischen den Zeilen. Nach vielen Witzen über komische Ängste wird er ernst. Die Menschen hätten immer Angst vor den Dingen, die sie nicht verstünden. Wie beispielsweise der Globalisierung, die seiner Meinung nach ganz einfach zu schnell ablaufe. Zum Thema Artenschutz sagt er: „500 Arten sterben jeden Tag aus und wir merken es nicht“. Würde hingegen bei McDonalds der Royal TS nicht mehr zu bekommen sein, geriete man sofort in Panik: „Was? Das Royal TS Tier ist ausgestorben?“ Es nutzt seine Reichweite auch, um Werte zu vermitteln. Für alles gäbe es inzwischen ein Emoji, die man den ganzen Tag über in sein Smartphone tippe. „Wir mussten früher sagen was wir wollten. Vielleicht sollten wir das den Jungen mal wieder beibringen.“ Dann wird vielleicht auch der Dachlattenmann nicht mehr so oft in den Kinderzimmern vorbeischaun.

Nächster Tag, gleicher Ort: Chris Tall erinnert von der Mimik her an Oliver Hardy. Und genau wie dieser Gigant der Komik ist Chris ein Sympathieträger. Der eigentliche Star des Abends ist jedoch ein kleiner Junge, der die Vorstellung mit seiner Mutter besucht. Während der ganzen zweieinhalb Stunden stützt er ihren Kopf. Sie hat Multiple Sklerose, sitzt im Rollstuhl und würde ansonsten Halsschmerzen bekommen. „MS ist eine Scheißkrankheit“, sagt Chris als er seinen Respekt für den Einsatz des Jungen zum Ausdruck bringt. Auf den Videoleinwänden sieht man, dass seine Augen feucht sind als er sich wegdreht und schnell einen Witz macht.

Die 3 200 Menschen in der ausverkauften Schwarzwaldhalle lachen, klatschen und johlen von Beginn an. So energiegeladene wie Chris Tall über die Bühne saust müsste er eigentlich schlank wie ein Reh sein. Er lässt zu keinem Zeitpunkt Zweifel daran aufkommen, dass ihm seine Zuschauer am Herzen liegen. Kein Zwischenruf bleibt unbeantwortet. Tall hat etwas Entwaffnendes an sich. Dadurch, dass er nicht nur Witze über andere macht, sondern auch über sich selbst, erhebt er sich nicht über sein Publikum. Dabei bedient er gezielt Stereotypen wie den Italiener mit kleinem Penis, den Nachts unsichtbaren Schwarzen oder den dummen Kevin. Letzterer ist 14 und heute mit seiner Mutter Anna im Saal. „Mal Butter bei die Fische: Wir alle denken, du bist eine ‚Milf‘“, sagt Chris zu Anna und fügt hinzu: „Das ist etwas Gutes“. Anna lacht bereits Tränen. „Heulst du? Hör auf, sonst steht morgen in der Presse ‚Die Show war toll, nur eine hat geweint‘“. Tränen gibt es an diesem Abend literweise. Lachtränen.

Das Credo von Chris Tall ist es, dass man über jeden Menschen Witze machen dürfe, sogar müsse. Über eine Gruppe keine Witze zu machen, hieße sie auszugrenzen. Egal ob schwarz, weiß, dick, dünn oder behindert. Man solle mit den Menschen lachen, nicht über sie. Daher entschuldige er sich auch bei Menschen, über die er Witze mache und die diese nicht lustig fänden. Von diesem kleinen dicken Jungen kann sich so mancher eine Scheibe abschneiden. Oder mehrere. Es ist ja genug da. Ron Teeger

## Verantwortung für das Unfassbare

Durchschnittsmenschen als Mörder: Theater Baden-Baden zeigt „bash“

Ein Mann in beigem Trenchcoat betritt die Kirche, geht nach vorn, lehnt sich lässig an eine Säule, beginnt sich halblaut mit den Anwesenden zu unterhalten, über Parkprobleme, Politessen, potenzielle Kratzer am Auto. Lächelnd nimmt er ein Kompliment für seine Krawatte entgegen. Dann wird seine Haltung angespannter, sein Ton gehetzter. „Ich befinde mich in einer totalen Stresssituation.“ Der Mann mit der Krawatte zieht sich einen Stuhl heran und fängt an zu erzählen. Etwas Entsetzliches.

Vor einem bewusst klein gehaltenen Kreis von rund 30 Zuschauern zeigt das Theater Baden-Baden nun in der Evangelischen Stadtkirche „bash – stücke der letzten tage“. Die drei Stücke spielen an verschiedenen Orten: in einem Seitenschiff, vorn im Mittelschiff sowie in einem gläsernen Windfang. Dementsprechend wechseln die Zuschauer ihre Plätze, doch die Atmosphäre bleibt konzentriert und intim. Die Schauspieler Patrick Wudtke und Sonja Dengler kommen dem Publikum ganz nah, und zwar nicht nur räumlich. Denn sie spielen Durchschnittsmenschen, die einst alltägliche Sorgen und die üblichen Träume hatten – bis zum „bash“, was „Schlag“ heißt. In den drei kurzen Stücken des US-amerikanischen Autors Neil LaBute berichten diese Durchschnittsmenschen, wie sie jemanden getötet haben und mit ihrer Tat weiterleben. Der Mann mit der Krawatte ließ seine Tochter ersticken. Das fünfmonatige Baby hatte sich unter einer Decke verwickelt und er schob sie



UNGEWÖHNLICHER SPIELORT: Sonja Dengler und Patrick Wudtke in der Evangelischen Stadtkirche. Foto: Klenk

noch weiter darunter, „nur ein bisschen“, um im Umfeld Mitgefühl hervorzurufen und dadurch seine berufliche Position zu retten, seinen Lebensstandard, „all die Sachen, die wir in zehn Jahren angehäuft hatten.“ Abwechslend spricht er von einem kalkulierten Risiko, das er der Familie zuliebe einging, und von einem Zufall, der ihm Gelegenheit dazu gab.

Im zweiten Stück treten John und Sue auf: aufgestylt, überdreht, verliebt. Se-

bastian Ganz hat die beiden mit einer Art multimedialem Partymobil ausgestattet, dessen Form an eine Kirchenbank erinnert. Das Wort „bash“ heißt auch „Feier“, eine in diesem Zusammenhang erschreckende Doppeldeutigkeit. Am Rand einer rauschenden Party prügelt John mit Freunden in einer Herrentoilette im Central Park einen Homosexuellen zu Tode, weil er sich von diesem an einem sonst perfekten Abend gestört fühlte. Im dritten Stück erzählt eine Frau, blass und zusammengesunken hinter der Glaswand sitzend, wie sie mit 14 Jahren von ihrem Lehrer geschwängert und verlassen wurde. Wie sie sich rächte, indem sie dem gemeinsamen Sohn einen Kassettenrekorder in die Badewanne warf.

Die Motive für alle Taten sind bestürzend schwach. Umso stärker wirkt die Inszenierung der Stücke von Benjamin Bracher in Baden-Baden, denn sie konzentriert sich darauf, wie die Figuren ihr Handeln erklären, wie sie das Unfassbare einkreisen, ob sie Schuld oder Reue fühlen.

Vor allem der dritte Text spielt auf antike Mythen an. Doch in einer griechischen Tragödie hätten die Götter oder das Schicksal die Menschen entlastet. In „bash“ tragen sie die Verantwortung allein. Sibylle Orgeldinger

### Termine

24., 25. März, 1., 7. April, jeweils 20 Uhr; 26. März, 19 Uhr. Evangelische Stadtkirche Baden-Baden. Internet: www.theater.baden-baden.de